

Esther Verhoef · Abscheu



Esther Verhoef

# Abscheu

Psychothriller

*Aus dem Niederländischen von  
Stefanie Schäfer*

**btb**

Die niederländische Ausgabe erschien 2008 unter dem Titel  
»Alles te verliezen« bei Anthos, Amsterdam.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Super Snowbright* liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Copyright © 2008 by Esther Verhoef

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Redaktion: Frauke Brodd, [www.writeandread.lu](http://www.writeandread.lu)

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-75295-9

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de/](http://www.transatlantik.de/)!

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

*It's okay,  
I got lost on the way*

*But I'm a supergirl  
And supergirls don't cry*

Supergirl – Reamonn



– TODESANZEIGEN –

*Die schönsten Blumen werden zuerst gepflückt*

Plötzlich und unerwartet mussten wir Abschied nehmen von unserer lieben Mama, Frau und Tochter

**CLAIRE VAN SANTFOORT-ANDIJK**

1975 – 2008

Wir sind unermesslich traurig.

Harald G. van Santfoort, Makler

*Fleur, Charlotte*

Marian Andijk-Rutgers

Die Einäscherung hat im engsten Familienkreis stattgefunden.





Einen Monat zuvor



»Sesam, öffne dich!« Ich drücke auf die Fernbedienung des Eingangstores, schalte in den ersten Gang und fahre im Schrittempo unsere Auffahrt hinauf. Im Rückspiegel beobachte ich die Reaktion meiner jüngeren Tochter.

Charlotte sitzt hinter mir und reckt den Kopf so hoch sie kann, um nichts von dem Schauspiel zu versäumen. Zwar sieht sie es tagtäglich, aber für sie ist und bleibt es ein Wunder. Und obwohl ich, ihre Mutter, die Technik hinter sich automatisch öffnenden Toren kenne, habe auch ich mich noch immer nicht daran gewöhnt. Womöglich werde ich mich ebenfalls für den Rest meines Lebens über Türen wundern, die wie von selbst vor mir aufgehen.

»Ach, Mama«, ertönt Charlottes bewundernde Stimme von hinten, »wann bringst du mir das endlich auch mal bei?«

»Wenn du groß bist«, erwidere ich. »Um zaubern zu lernen, muss man mindestens sieben sein, Schatz. Wie deine große Schwester.«

Charlotte verdreht die Augen. »Das dauert noch so lange!«

Im Spiegel suche ich Blickkontakt zu Fleur. Sie ist zwei Jahre älter als Charlotte und steckt mit mir unter einer Decke. Verstohlen zwinkere ich ihr zu. Fleur zwinkert ungeschickt zurück, mit schiefem, offenem Mund und zitternden Augenlidern. Ich muss unwillkürlich lachen.

Während sich das Tor langsam hinter uns schließt, parke ich meinen Geländewagen vor der Garage. Es ist eine ehemalige Scheune aus rauem, schwarz gebeiztem Holz mit orangefarbenem Ziegeldach und weißen Fensterrahmen, die Platz für vier

Autos und unzählige Fahrräder bieten würde. Trotzdem steht sie die meiste Zeit leer und dekorativ herum, im Schutz einer Gruppe von Kastanienbäumen. Nur wenn es friert, stellen Harald und ich unsere Autos hinein, das ganze restliche Jahr über so gut wie nie. Oft schließen wir nicht einmal ab.

Das ist auch gar nicht nötig. Hier passiert nie etwas. Die Stadt ist weit weg, und bei uns auf der »Insel«, wie unser kleines Dorf von den Bewohnern genannt wird, kennen sich alle untereinander. Schon vor tausend Jahren entstand hier die erste Ansiedlung auf dem feuchten Lehmboden, umgeben von lockeren Wäldern und dichtem Gebüsch. Zu dem Ort gehören etwa zwanzig ansehnliche Häuser und ein kleines Schloss, dessen Ruinen nach dem Zweiten Weltkrieg jahrzehntelang unter wild wuchernder Vegetation verborgen lagen. Erst vor wenigen Jahren hatte man es renoviert und dabei auch die Sträucher, Kletterpflanzen und alten Bäume gerodet, die das historische Gebäude vor Blicken geschützt hatten. Ich bedauerte das sehr, denn mir gefiel die geheimnisvolle Dornröschen-Ruine mit ihrem überwucherten Schlossgraben. Sie war einfach Teil des Landschaftsbildes gewesen.

Rund um unsere winzige Halbinsel schlängeln sich große und kleine Flüsse und ihre Nebenarme, flankiert von zahllosen Deichen, in deren Schutz weitere kleine Dörfer liegen. Das ganze Gebiet ist von Wasserläufen durchzogen. Ohne Brücken und Fähren wären wir vollständig von der Außenwelt abgeschnitten.

Zur Insel führt nur eine schmale, gewundene asphaltierte Zufahrtsstraße. An ihr liegen alle Häuser, auf großen Grundstücken, die von hohen Buchenhecken, knorzigem Ligustersträuchern, verwachsenen Obstbäumen und dichtem Gebüsch umgeben sind. Einige Gebäude erinnern mit ihren weiß gestrichenen Holzveranden und parkähnlichen Gärten an Herrenhäuser aus der Kolonialzeit. Daneben gibt es einige Villen aus den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, erbaut aus dunklen Backsteinen, mit breiten Dachrändern und Blei-

glasfenstern. Hinter dem Wald, in der Nähe des Schlosses und den offenen Feldern, auf denen ich Humboldt regelmäßig die Sporen gebe, liegen einige Hausboote vor Anker. Doch bei den meisten Häusern auf der Insel handelt es sich um ehemalige Bauernhöfe, wie bei unserer Bleibe auch.

Das Wohnhaus ist weiß gestrichen und hat kleine Fenster mit dunkelgrünen Läden sowie ein Reetdach. Harald hat hier schon gewohnt, als ich ihn kennenlernte. Damals war er Jungeselle und benutzte nur wenige Zimmer. Die übrigen waren leer und heruntergekommen. In den letzten neun, zehn Jahren wurde alles Schritt für Schritt renoviert, mit jener Gründlichkeit, die Harald eigen ist. Jedes Hunderte von Jahren alte Steinchen, das aus den schiefen Wänden fiel, hat er saubergeklopft und wiederverwendet. Die schmiedeeisernen Beschläge und Schlösser wurden in Handarbeit von einem Schmied hergestellt – *gefertigt*, wie Harald sich ausdrückt. Von außen sieht unser Haus aus, als sei man um hundert Jahre in der Zeit zurückversetzt, doch im Inneren ist es vollständig an das einundzwanzigste Jahrhundert angepasst. Wir besitzen eine bodengleiche Dusche, eine Sauna und eine moderne Küche mit Kochinsel, wobei die Originalbalken in beiden Stockwerken noch sichtbar sind. Das Vorderhaus, in dem Harald sein Schlafzimmer hatte, als er noch allein wohnte, wurde in eine beeindruckende, geräumige Diele verwandelt, und der Alkoven dient jetzt als Garderobe.

Zuerst habe ich mich in Harald verliebt, dann in dieses Haus, anschließend in die Insel, und jetzt will ich hier nie wieder weg.

Ich schalte in den Leerlauf, ziehe die Handbremse an und steige aus. Hänge die Tasche über die Schulter und öffne die hintere Tür, um die Kinder aus ihren Sicherheitsgurten zu befreien.

Fleur klettert ungeduldig über ihre kleine Schwester nach draußen. »Ich gehe mal gucken, ob Reddy schon Junge hat.«

Charlotte lässt sich aus dem Auto rutschen und rennt dann hinter ihrer Schwester her um das Haus herum. Ihre dünnen, blonden geflochtenen Zöpfe schwingen hin und her.

»Passt ihr auf?«, rufe ich aus Gewohnheit. »Nicht rennen!« Und füge dann überflüssigerweise hinzu: »Gleich fallt ihr noch hin!«

Ich hebe eine Kiste mit Einkäufen aus dem Kofferraum und gehe zwischen der Garage und dem Haus hindurch zur Hintertür. Eine sanfte Brise streicht mir um die Beine, und die Luft ist erfüllt von unzähligen Blumendüften. Seit letzter Woche stehen die Pflaumenbäume in voller Blüte, und die Wiese ist übersät mit Gänseblümchen und Löwenzahn. Der Mai ist in dieser Gegend mit Abstand der schönste Monat des Jahres.

Auf dem Rasen hinter dem Haus sitzt Reddy. Meine Töchter kauern links und rechts neben ihr, streicheln sie und reden ermunternd auf sie ein. Letzten Herbst ist sie uns zugelaufen, ein mageres, ausgehungertes rotes Straßenkätzchen, kaum sechs Monate alt. Niemand wusste, wem sie gehörte. Sie war nicht als vermisst gemeldet, und so haben wir uns ihrer angenommen. Jetzt wohnt sie in den Ställen, und manchmal finde ich sie morgens dort, zusammengerollt, auf einem der breiten Pferderücken schlafend. Ihrem Bauchumfang nach zu urteilen, der in beängstigendem Maße zunimmt, hat sich unsere Katze offensichtlich nicht nur mit Mäusefangen und Schlafen beschäftigt.

Mein Handy klingelt. Ich stelle die Kiste auf den Boden, ziehe den Reißverschluss meiner Tasche auf und finde das Telefon nach einigem Suchen zwischen den Taschentüchern und den auszufüllenden Schulformularen von Fleur.

»Claire? Ich bin's. Hast du viel zu tun?«

»Ach, hallo ... Nein, nichts Wichtiges.« Ich schließe die Hintertür auf, klemme das Handy zwischen Ohr und Schulter und schleppe die Einkäufe hinein. »Ich habe gerade die Kinder ab-

geholt. Wir essen gleich ein Butterbrot, und dann bringe ich sie wieder in die Schule – wieso?«

»Ich habe eine Akte in meinem Arbeitszimmer liegen gelassen. Könntest du sie mir vielleicht gleich vorbeibringen? Der Mandant kommt gegen vier.«

»Wo liegt sie denn?«

»Ich glaube, mitten auf meinem Schreibtisch. Eine grüne Mappe.«

Ich verspreche Harald, ihm seine Akte später vorbeizubringen, schiebe das Handy zu und stecke es wieder in meine Tasche. Routiniert nehme ich eine Tüte mit Brot aus dem Brotkasten, stelle Schokostreusel und Erdnussbutter auf den Tisch und hole Halbfettmargarine und eine Packung mit jungem Gouda in Scheiben aus dem Kühlschrank.

»Kommt ihr?«, rufe ich durch das offene Fenster hinaus.

»Ich habe keinen Hunger«, klagt Charlotte.

»Komm bitte trotzdem rein.«

Murrend stehen die Kinder auf. Reddy bleibt allein auf dem Rasen zurück und trippelt in Richtung der Ställe. Von hinten sieht sie aus, als hätte sie eine Melone verschluckt.

Ich hätte sie rechtzeitig sterilisieren lassen müssen, denke ich, während ich die Einkäufe einräume und eine Packung Milch und Gläser auf den Tisch stelle. Aber immer ist etwas dazwischengekommen, und wenn ich ehrlich bin, hat es mir auch widerstrebt, ein gesundes, kleines Tier operieren zu lassen. Es würde schon nichts passieren.

Ich, Claire van Santfoort, bin eine Meisterin im Verdrängen.

Die Fähre zur Festungsstadt ist eine der wenigen, die noch gratis fährt. Wer eher langsam unterwegs ist, etwa Traktoren, Fußgänger und Fahrräder, benutzt die laute, gelb gestrichene Seilfähre. Die Autofahrer nehmen meist die paar Kilometer Umweg über die Schrägseilbrücke in Kauf, um den Fluss zu überqueren, denn das geht auf jeden Fall schneller.

Ich nehme lieber die Fähre, weil ich gern auf dem Wasser bin, aber auch, weil es nun einmal der kürzeste Weg zu Haralds Büro ist.

Der Fährmann sitzt hoch über seiner Fracht in seiner Kabine aus Glas und Metall und beobachtet mürrisch ein herannahendes Binnenschiff. Für Freizeitboote hält er nicht an, das weiß ich, aber schwere Binnenschiffe, beladen mit Sand, Getreide oder Kohle, lässt er passieren.

Das Frachtschiff verursacht starke Wellen. Das Heck mit der im Wind flatternden niederländischen Flagge ist kaum an uns vorbei, als der Motor der Fähre zu stampfen und zu quiet-schen beginnt. Die Fähre legt vom Ufer ab und setzt sich in Bewegung.

Ich steige aus meinem grünen Freelander aus. Ein paar Meter entfernt von den anderen Passagieren, einem älteren Ehepaar mit Fahrrädern, halte ich mich an der kalten Metallreling fest. Von hier aus kann man die Schrägseilbrücke in der Ferne erkennen, verschwommene graue Umrisse in der überwiegend grünen Landschaft. Dahinter beschreibt der Fluss eine Biegung und verschwindet außer Sicht. Ich kneife meine Augen im hellen Sonnenlicht zu Schlitzen zusammen und hole tief



Luft. Wie fast immer habe ich meine blondierten Haare hochgesteckt, aber im Wind lösen sich einzelne Strähnen und tanzen und wirbeln über mein Gesicht. Einen Augenblick lang bleibe ich so stehen und starre die Brücke, die beiden Ufer und den blauen Himmel mit den zarten Wolken an, bis die Fähre die andere Seite fast erreicht hat und langsamer wird.

Ich setze mich wieder ins Auto, stecke meine Haare mit zusätzlichen Nadeln fest und krame ein Fläschchen Haarlack aus der Tasche, um das Ganze zu fixieren. Die Gase aus dem Spray rauben mir den Atem und brennen in den Augen. Ich fahre das Fenster herunter, um frische Luft hereinzulassen, und wedele mit Haralds Akte. Anschließend ziehe ich Lippenstift und Eyeliner nach und lächele mein Spiegelbild an. Fertig. Nichts verwischt, nichts verlaufen.

Die Stahlrampe der Fähre wird heruntergelassen und schabt über den Betonkai, wo mehrere Fahrradfahrer und ein Traktor darauf warten, zur anderen Seite überzusetzen. Als die Schranke hochgeht, lasse ich den Motor an und biege in die schmale Polderstraße ein, die in die Stadt führt.

Haralds Maklerbüro liegt am Marktplatz der alten Festungsstadt, in einem stattlichen, dreistöckigen Gebäude aus kleinen Backsteinen mit leicht nach vorn geneigter Fassade. Ich finde das immer ein bisschen gruselig, denn mir kommt es so vor, als könne die Mauer jeden Augenblick nachgeben und das ganze Haus mitsamt der angrenzenden Gebäude wie Kartenhäuser in sich zusammenfallen, aber Harald zufolge kann diese leichte Vorneigung nicht schaden. Er behauptet sogar, sie sei bei Häusern aus dem siebzehnten und frühen achtzehnten Jahrhundert ganz normal, und ich glaube ihm – außergewöhnliche, jahrhunderte alte Häuser sind Haralds Spezialität.

Harald ist kein Durchschnittsmakler. Er ist ein absoluter Experte auf dem Gebiet alter Gebäude, dem jeder Riss und jede Abweichung vom Originalzustand sofort auffallen. Ha-

rald vermittelt ausschließlich Häuser, zu denen er Vertrauen hat und hinter denen er persönlich steht. In dieser Gegend gilt daher ein »Zu verkaufen«-Schild von Ravelin im Garten als Statussymbol. Wer seine Immobilie über Harald verkauft, kann etwa zehn Prozent mehr verlangen als bei einem anderen Makler. Aber auch ohne diesen Aufschlag gehören die Häuser zu einer Kategorie, bei der in den Anzeigen nur »für gehobene Ansprüche« oder »Preis auf Anfrage« anstatt einer Kaufsumme steht.

Fünf Minuten nachdem ich meinen Wagen an der Stadtmauer geparkt habe, klappern meine Absätze über den Boden aus gebrochenem Marmor im Foyer. Alles im Inneren des Gebäudes ist cremeweiß: die Böden, die Wände, die hohen Decken und die Holztüren. An der Wand auf der rechten Seite des Foyers steht ein schlichtes, niedriges Sofa, und auf dem Glastischchen daneben liegen einige Wohnzeitschriften.

Eine dunkelhaarige junge Frau am Empfang nimmt beinahe Haltung an, als sie mich hereinkommen sieht. »Mevrouw van Santfoort«, sagt sie hastig, »guten Tag!«

Ich erhasche ihren unsicheren Blick, kann mich aber partout nicht an ihren Namen erinnern, also erwidere ich ihren Gruß nur mit einem Nicken und ziehe mich so aus der Affäre. Ich gehe an ihr vorbei durch einen schmalen Flur, der zum Wintergarten auf der Rückseite des Hauses führt.

Der Wintergarten ist in ein Wartezimmer und ein Sprechzimmer aufgeteilt, die durch eine Glaswand voneinander getrennt sind. Haralds Büro liegt darüber, im ersten Stock. Bevor ich die Wendeltreppe hinaufsteige, sehe ich, dass das Sprechzimmer besetzt ist.

Anton Luijten, Haralds langjähriger Mitarbeiter, unterhält sich mit einem Kunden, der mit dem Rücken zu mir sitzt. Anton ist vor Kurzem sechzig geworden und erinnert mich immer ein wenig an John Cleese. Als er mich sieht, hebt er den Kopf und lächelt mir zu. Ich sehe, wie sich seine Lippen bewegen.

Er scheint seinem Besucher gegenüber eine Bemerkung über mich zu machen.

Der Kunde legt eine Hand auf die Armlehne seines Stuhls, dreht sich um und sieht mich über die Schulter hinweg an. Kaum hat er mich im Blick, gefriert das Lächeln auf seinem Gesicht.

Ich bleibe stocksteif stehen.

Alle Geräusche in meiner Umgebung scheinen mich mit Verzögerung zu erreichen. Ein Telefongespräch, das die Empfangsdame im Foyer führt. Das Summen eines Druckers in der ersten Etage.

Das Entsetzen muss mir ins Gesicht geschrieben stehen.

Dunkle Augen in einem gebräunten, harten Gesicht. Graumelierte Haare, sehr kurz geschnitten, wie bei einem ehemaligen Soldaten. Eine Sonnenbrille leger auf den Kopf geschoben.

Chris.

Zehn Jahre älter als damals, bei unserer letzten Begegnung, aber er ist es, unverkennbar.

Nach einem Augenblick, der meinem Gefühl nach mindestens eine halbe Stunde dauert, umklammere ich das Geländer der Wendeltreppe und drehe mich von ihm weg. Die schmiedeeiserne Treppe schwingt beim Hinaufsteigen immer leicht mit, aber jetzt scheint sie regelrecht auf und ab zu wippen.

An der ersten Biegung schlage ich die Augen nieder, um Chris nicht ansehen zu müssen, aber unwillkürlich spähe ich durch die Wimpern, erschrocken, ganz kurz nur, und wieder begegnen sich unsere Blicke.

Aus seinen Augen spricht eine Mischung aus Neugier und Schadenfreude. Er dreht sein Gesicht so, dass Anton ihn nicht sehen kann, und zieht die Mundwinkel hoch. Ein unangenehmes, gefährliches Grinsen. Bedrohlich, wie eine sexuelle Belästigung.

Er hat mich wiedererkannt.

»Okay, jetzt du«, sage ich. »Acht mal acht.«

Mir gegenüber am Teakholztisch sitzt Fleur. Ihr blasses Gesichtchen blickt ernst, und sie runzelt die Stirn.

»Darf ich? Darf ich?«, drängelt Charlotte, die neben mir am Tisch steht.

Ich schüttele den Kopf und lege den Zeigefinger an die Lippen.

»Vierundsechzig«, sagt Fleur nach einiger Überlegung.

»Und jetzt vier mal acht.«

»Äh ... zweiunddreißig.«

»Gut! Sechs mal acht.«

Zwischen Fleurs weißblonden Augenbrauen bildet sich eine steile, dünne Sorgenfalte. Sie sagt nichts.

»Fünf mal acht ist vierzig, sechs mal acht ist ...?«

Hoffnungsvoll blickt sie auf. »Achtundvierzig?«

»Prima.« Ich greife nach einem karierten Block, nehme einen Stift aus Fleurs Mäppchen und schiebe beides über den Tisch zu ihr hinüber. »So, Schatz, und jetzt schreibe bitte alles noch einmal auf. Die ganze Achterreihe.«

Fleur ist mit meinen Vorkriegslehrmethoden offensichtlich nicht einverstanden. Sie seufzt und legt Arme und Oberkörper theatralisch auf den Tisch.

Aber ich lasse mich nicht erweichen. Ich betrachte es als meine Aufgabe, das Äußerste aus ihr herauszuholen. Harald und ich sind der Meinung, dass sie ihre Kapazitäten nutzen sollte. »Komm schon, das dauert doch nur eine Minute, danach darfst du fernsehen. Okay?«

Widerwillig zieht sie Stift und Papier zu sich hin und fängt an, die Reihen aufzuschreiben. Ihre kleine Schwester ist weggegangen und sitzt jetzt an Harald gekuschelt auf dem Sofa. Er trinkt eine Tasse Kaffee und hat einen Arm um sie gelegt.

Nichts weist darauf hin, dass Harald heute schockierende Tatsachen über seine Frau erfahren hat.

Beim Essen hat er sich wie immer verhalten. In der Stunde davor, während der wir im Wohnzimmer zusammen ein Glas Chablis getrunken haben, hat er sogar mit einem Auge ferngesehen. Nach dem Essen hat er im *Financiele Dagblad* gelesen, danach kurz das *Reformatorisch Dagblad* durchgeblättert. Wir beide sind zwar nicht gläubig, dafür aber viele von Haralds Kunden aus der Umgebung. Mit Fleur und Charlotte hat er auf dem Rasen hinter dem Haus herumgetobt. Nein, Harald hat heute keine erschütternden Neuigkeiten über seine liebende Gattin erfahren. Nichts weist darauf hin.

Aber das will nicht viel heißen.

Ich kann nicht ausschließen, dass Chris Anton gegenüber etwas gesagt hat und dass Anton in diesem Moment fieberhaft mit seiner Frau zusammen überlegt, ob er seinem Chef davon erzählen soll oder nicht. Wenn es nicht wahr wäre, würde es ihn seinen Job kosten.

Und wenn es wahr wäre, ebenfalls.

Doch höchstwahrscheinlich hat Chris gar nichts gesagt. Jedenfalls jetzt noch nicht, so lange, bis ihm eingefallen ist, wie er aus seinem Wissen Profit schlagen kann.

»Mama?«

Ich blicke auf.

Fleur starrt mich an, die blauen Augen weit aufgerissen, die Augenbrauen hochgezogen. »Geht es dir gut, Mama?«

»Ja, ja, natürlich, Schätzchen.« Ich lege meine Hand beruhigend auf ihre. »Lass mal sehen, bist du fertig?«

Sie schiebt mir ihre Aufgabe zu. »Darf ich jetzt fernsehen?«

»Ja, von mir aus«, höre ich mich sagen. Dann werfe ich

einen Blick auf das Blatt Papier, auf das sie mit ihrer winzigen Handschrift die Achterreihe geschrieben hat.

Fehlerlos.

»Alles richtig, Fleur!«, rufe ich, aber sie hört mich schon nicht mehr. Sie hat sich zu ihrem Vater und ihrer kleinen Schwester aufs Sofa gekuschelt.

Ich stehe auf. Falte das Blatt Papier in der Mitte und gehe in die Küche. Dort knülle ich es zusammen und werfe es in den Müll. Ich stütze mich mit beiden Händen auf der Granitarbeitsplatte ab und schaue hinaus. In der Ferne sehe ich Reddy vorbeilaufen. Noch weiter weg, hinter den Sträuchern und den Obstbäumen, grasen Humboldt und Donky auf der Weide. Sie müssen noch reingeholt werden. Das mache ich gleich, wenn die Kinder im Bett liegen.

Seit heute Nachmittag gebe ich mir die größte Mühe, mich so normal wie möglich zu verhalten, aber ich vermute stark, es gelingt mir nur teilweise. Meine Grübeleien machen mich schier verrückt. Immer wieder spiele ich neue Varianten dessen durch, was möglicherweise geschehen könnte, und male mir regelrechte Schauerszenarien aus, tickende Zeitbomben unter meinem Leben und meiner Familie.

Ich versuche, die düsteren Gedanken zu verdrängen, aber dadurch scheint es nur immer schlimmer zu werden. Mir geht es nicht gut. Mir ist übel, und ich spüre ein Ziehen im Magen, als hätte ich etwas Falsches gegessen. Ich habe leichte Kopfschmerzen und fühle mich zittrig. Mein Herz schlägt schneller als an Tagen, an denen ich mehr als sechs Tassen Kaffee getrunken habe.

Mir wird klar, dass es Angst ist.

Nackte Panik.

»Manchmal bin ich richtig neidisch auf dich.«

»Auf mich?«

Natalie nickt. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie jemals zuvor so etwas zu mir gesagt hätte. Aber sie hat in meinem Beisein auch noch nie vor zwölf Uhr mittags zwei Gläser Champagner getrunken. Sie suhlt sich heute in Selbstmitleid.

Ich habe mich auf einen Espresso und ein Glas kaltes Perrier beschränkt. »Neidisch?«, frage ich. »Worauf denn?«

»Worauf?« Sie lacht. »Geld wie Heu, verheiratet mit dem König Midas der Immobilienbranche, zwei hübsche Kinder, die ganze Familie Übelkeit erregend klug und gesund. Du wohnst in einem Traumhaus, umgeben von Pflaumenbäumen und Buchenhecken – es ist ein Wunder, dass *Landleben* noch nicht bei dir vor der Tür steht und darum bettelt, eine Reportage machen zu dürfen.«

Ich schüttelte den Kopf und lache, peinlich berührt. »Jetzt übertreibst du aber. Du wohnst auch nicht gerade in einer Hinterhausabsteige. Du hast eine wunderbare Tochter, eine tadellose Figur, führst ein freies Leben...«

»Mein Mann ist abgehauen. Und dieses Jahr werde ich vierzig...« Sie hält inne, sieht mich todernt an und schweigt ein paar Sekunden lang. Dann lehnt sie sich vertraulich zu mir. »Neulich habe ich beim Friseur einen Artikel über dieses Thema in einer Zeitschrift gelesen.«

»Über welches Thema?«

»Darüber, dass es vollkommen normal ist, Frauen wie dich zu hassen.«



Esther Verhoef

**Abscheu**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-442-75295-9

btb

Erscheinungstermin: Februar 2012

Du willst vielleicht die Vergangenheit begraben, aber was passiert wenn sie sich nicht begraben lässt?

Der attraktiven Claire scheint es an nichts zu fehlen. Sie wohnt mit ihrer Familie in einem restaurierten Bauernhof an einem der idyllischsten Orte der Niederlande. Ihr Ehemann ist ein einflussreicher Immobilienmakler. Den beiden Kindern kann sie jeden Luxus bieten. Und ihr Freundeskreis ist erlesen. Doch Claires Leben ist nicht so makellos, wie sie vorgibt. Kennt jemand ihr kleines dunkles Geheimnis? Das Geheimnis, das sie niemandem anvertraut hat. Nicht einmal ihrer eigenen Familie. Und dabei soll es bleiben, koste es, was es wolle ...



[Der Titel im Katalog](#)